

4 Theoretisch-empirische Bewegungen

„Wer sein Wissen nur aus Büchern bezieht, den stellt man am besten selbst ins Regal“ (Bloch zit. in Horster 1980: 55).

Im Folgenden sollen die Prämissen und Methoden, die zur Anwendung kamen, dargelegt und transparent gemacht werden.

Das methodische Vorgehen ist dann adäquat, wenn es bezüglich der Fragestellung angemessen erscheint *und* in der Lage ist, neue Fragen zu generieren. Interpretationen verstehe ich dabei nicht als Reduktion von Beobachtungen, sondern als Textherstellung, während die Theoriegenerierung als Teil einer politischen Praxis verstanden wird. Zuvorderst versucht diese dann, gesellschaftliche Zustände und Prozesse lesbar zu machen, um sie einer Veränderung zuzuführen. Zu diesem Zwecke werden nicht nur Konzepte produziert, sondern auch Ergebnisse hervorgebracht, welche die soziale ‚Normalität‘ skandalisieren und nicht nur bestätigen. Mecheril macht z.B. zu Recht darauf aufmerksam, dass

„[d]ie deutschsprachige Sozialwissenschaft des natio-ethno-kulturellen Anderen – beispielhaft können hier Ausländerpädagogik und Gastarbeiterforschung genannt werden – [...] ihre Untersuchungsprogramme in den gesellschaftlich vorherrschenden Kategorien [realisierte], die funktional für die Beibehaltung der Differenz *Wir* und *Nicht-Wir* waren“ (Mecheril 2003: 34).

Da dies nicht ohne Folgen blieb, stellt Mecheril die nachvollziehbare Forderung nach einer sozialwissenschaftlichen Forschung, welche die dadurch entstandene „Erkenntnisleere“ kompensiert und auf die „Rehabilitation der Konsequenzen symbolischer Degradierung“ natio-ethno-kulturell-Anderer zielt (ebd.). Die vorliegende Arbeit lässt in diesem Sinne Migrationssubjekte zu einem Thema zu Wort kommen, zu dem sie nur selten gehört werden – vielleicht weil dies nicht funktional zur Beibehaltung der Differenz des ‚Wir‘ und ‚Nicht-Wir‘ ist. Darüber hinaus stört die Arbeit den etablierten Dualismus zwischen ‚Migrantin‘ und ‚Nicht-Migrantin‘, indem die Differenzen der miteinander Diskutierenden sicht-

bar gemacht werden. Die Positionen innerhalb der Gruppen zeigen sich nicht nur als ebenso umkämpft wie diejenigen zwischen den ‚Dazugehörenden‘ und ‚Nicht-Dazugehörenden‘, sondern offenbaren neben den differentiellen sozialen Positionen auch unterschiedliche Taktiken politischer Intervention (vgl. hierzu auch Castro Varela/Dhawan 2004a).

Jede Forschung ist als Eingriff in bestehende Verhältnisse zu verstehen und keineswegs nur objektive Deskription.¹ Das methodische Vorgehen bestimmt dabei immer die Möglichkeiten der Einwirkungen. Während die Effekte der so genannten Ergebnisse gleichwohl vielfältig und nie in Gänze kontrollierbar oder gar vorhersehbar sind. Die Frauenforschung hat beispielsweise herausgearbeitet, inwieweit Methoden der wissenschaftlichen Forschung herrschaftsstabilisierend oder eben -kritisch sein können (vgl. etwa Mies 1984). Forschung wird danach nicht verstanden als ein neutraler Blick von außen, sondern als ein machtvolleres Tun vom Inneren der Herrschaftsstrukturen heraus.

In den 1970er und 1980er Jahren haben kritische wissenschaftstheoretische Diskurse die Rolle der Forschenden in Beziehung zu ihren Forschungsobjekten einer Analyse unterzogen. Marxistisch und feministisch argumentierende Wissenschaftler/-innen zeigten auf, dass das klassische Verhältnis zwischen Forschungsobjekt und -subjekt als ein durch die bestehenden Herrschaftsstrukturen bestimmtes zu bewerten ist (vgl. etwa Mies 1984, 1994). Denn während wissenschaftlich Tätige durch die Generierung von Theorie einen erheblichen Prestigegewinn davontragen, ergibt sich für die Objekte der Forschung nicht selten eine Verlustrechnung, denn die Energie – gemessen in Zeit, Engagement, Erfahrungen und Wissen –, die letztere in den Forschungsprozess eingeben, wird zumeist weder materiell noch symbolisch entlohnt. Besonders drastisch stellt sich diese Schiefelage bei der Erforschung von Ungleichheitsverhältnissen dar, wenn die

1 Der Begriff ‚Forschen‘ steht in einem etymologischen Zusammenhang mit dem deutschen Wort ‚Furche‘, dessen Vorläufer das indogermanische *per(e)k* ist. *Per(e)k* nun bedeutet ‚fragen‘ und ‚bitten‘, aber auch ‚wühlen‘ und ‚aufreißen‘. Forschen, so scheint es, ist ein Akt der Gnade und Gewalt gleichermaßen. Als Forscherin muss um Aussagen und Mitteilung von Erfahrung gebeten werden. Schließlich geht es um ein Finden in den Texten. Dafür muss den Texten gewissermaßen Gewalt angetan werden: Sie werden durchwühlt und aufgerissen. Im Englischen heißt es ‚research‘: ein wiederholtes, ein intensives Suchen: „an act of searching after a specified thing“ schreibt etwa die Oxford Enzyklopädie, „directed to the discovery of some fact“. Somit hat Forschen mit Entdecken von Fakten zu tun. Folgen wir dieser Spur weiter, so stellen wir fest, dass Entdecken u.a. die Bedeutung des Aufdeckens hat: Die Entfernung eines ‚covers‘. Und die Bedeutung von ‚cover‘ ist derselben Enzyklopädie zufolge auch „a shelter, a hiding-place“. Forschen ist damit, so wäre zu folgern, die Praxis der Suche nach Dingen, die sich der direkten Wahrnehmung entziehen, die sich eventuell sogar verstecken. Nicht selten ist dieses „Sich-verstecken“ eine Strategie der Verteidigung, des Schutzsuchens vor Zugriffen. Deswegen kann das Forschen zum Akt der Gewalt werden, dann nämlich, wenn das Schutzsuchen ignoriert wird und das Hervorbringen von Ergebnissen als unantastbar gilt.

Forschungsobjekte beispielsweise nach den Befragungen in ausbeuterischen Verhältnissen verbleiben (etwa bei Untersuchungen zu undokumentierten ‚Putzfrauen‘), während die Forschungssubjekte Profit daraus schlagen. Schlussfolgerungen aus solchen Überlegungen war die Skandalisierung und Radikalisierung der bis dahin üblichen Herangehensweisen und eine scharfe Selbstkritik der in der Wissenschaft Arbeitenden. All dies zusammen mündete in der Formulierung neuer Methodenansätze – etwa in der von Kurt Lewin entwickelten Aktionsforschung (Participatory Research) (vgl. etwa Maguire 1987; McTaggart 1997), feministischen Postulaten zur qualitativen Forschung (etwa Mies 1984; Göttner-Abendroth 1984; Becker-Schmidt 1985) oder die an Foucaults Schriften angelehnte Diskursanalyse (vgl. etwa Wetherell/Potter 1992; van Dijk 1993; Bublitz u.a. 1999). Spätestens seit diesen Einsprüchen wird Forschung nicht mehr als eine objektive und neutrale Praxis verstanden, sondern in einen Gesamtzusammenhang mit den politischen Verhältnissen gesetzt. So beschreibt Patricia Maguire das alternative Paradigma, welches die Aktionsforschung rahmt, als eines, das Gesellschaft als Potentialität versteht, bei dem es darum geht, eine Vision von dem Wie-es-sein-könnte zu entwickeln und weniger darum, das Hier und Jetzt zu beschreiben (vgl. Maguire 1997: 12). Forschung bedeutet seitdem Eingriff in politische Selbstverständlichkeiten.²

Eine der positiven Folgen ist, dass Forschungsdesign und -methoden legitimationsbedürftig geworden sind. Es gibt keine Selbstverständlichkeit mehr, die sich aus der sozialen Position der forschenden Person ergibt, auch wenn Legitimationsversuche immer in der Gefahr stehen ins Leere zu laufen. Sprich: Theorieproduktion ist ein riskantes politisches Unterfangen. In diesem Sinne plädiert Mecheril (1999: 233) dafür, die Wirkungen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen als eine „ethische Frage“ zu betrachten.

„Für Wissenschaft als eine der Domänen, in denen rationale Instrumente prominent zum Einsatz kommen, ist die moralische Reflexion ihres jeweiligen Ausgangspunktes unverzichtbar, will sie ihre soziale Wirkungen vor dem Hintergrund eines Verständnisses entwerfen, das ‚Menschen nicht schaden‘ will“ (ebd.: 234).

Die Entwicklung der Frauenforschung in den 1970er Jahren und ihre Weiterentwicklung zur Genderforschung wird von Anfang an begleitet von einer Wissenschaftskritik, die unter anderem den Zugang und Umgang mit Daten einer kritischen Betrachtung und auch moralischen Reflexion unterzieht. Feministische Forschung präferiert etwa qualitative Forschung nicht, weil diese eher den ‚weiblichen‘ Fähigkeiten entspricht, wie in den 1970er Jahren noch angenommen wird, vielmehr erscheint diese adäquater für die die feministische Forschung interessie-

2 Beispielsweise entstand das erste Kölner Frauenhaus aus einer empirischen Forschung zum Thema „Gewalt an Frauen“ heraus. Die alltägliche Gewalt wurde hier nicht nur beschrieben, sondern es wurden sogleich Möglichkeiten erarbeitet, um den betroffenen Frauen Alternativen zu bieten.

renden Wirklichkeiten (vgl. Becker-Schmidt/Bilden 1991). Sie formuliert dabei eine Androzentrismuskritik und hinterfragt die Universalitätsansprüche eines machtgeseättigten Wissenschaftsbetriebs (vgl. auch Haraway 1995; Harding 1999).

„Die Vielschichtigkeit weiblicher Herrschaftserfahrungen und die vielfältigen, auch vielfältig gebrochenen Aneignungserfahrungen von Frauen fordern eine Offenheit des wissenschaftlichen Diskurses ein, welche sowohl die Spannung zwischen *Gleichheit und Differenz* unter Frauen aushält als auch die historische *Ungleichzeitigkeit* von Fortbestand und Veränderung in – das weibliche Geschlecht diskriminierende – Machtstrukturen“ (Becker-Schmidt/Bilden 1991: 24).

Aus diesen Gründen fordert feministische Wissenschaft die Kontextualisierung der Interpretation, um damit den Komplexitäten und Diskontinuitäten von Alltagspraxen gerecht zu werden. Neben diesen Prämissen wurde auch eine Forschungsbeziehung gefordert, die eine Haltung der Anteilnahme und/oder Parteilichkeit transportiert (vgl. etwa Mies 1984). Wobei Parteilichkeit nicht bloße Identifikation mit dem Forschungsgegenstand meint, sondern als erkenntnisleitendes Interesse etwa die „Verbesserung der Lebensbedingungen“ formuliert (vgl. ebd.: 27). *Standpoint theorists* etwa vertreten eine kritische und engagierte Forschung und liefern dabei eine „Kritik der Hauptströmungen von Natur- und Sozialwissenschaften, eine Methodologie feministischer Forschung und eine Machtanalyse der Wissensproduktion“ (Lorber 1998: 45).

Frauenforschung zeigt hierbei ein sich überlappendes Interesse mit anderen gesellschaftskritischen Forschungszweigen wie etwa den *Black Studies* oder auch mit der sich etablierenden interkulturellen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Doch wie Gümen (1998, 2003) gezeigt hat, sind die Annäherungen von Frauenforschung auf der einen Seite und interkultureller Forschung auf der anderen Seite in Deutschland nur punktuell zu verzeichnen und zeigen sich zudem geprägt durch die „dominante Kategorie einer verfestigten Kulturdifferenz“ (Gümen 1996: 87), was unvermeidliche Folgen für die Richtung, Perspektive und Ergebnisse von Frauenforschung zeitigt.

Eine der Prämissen der frühen Frauenforschung besagt, dass Frauen Frauen besser verstehen können. Eine Aussage, die nach der grundlegenden Störung der universalen Kategorie ‚Frau‘ v.a. durch poststrukturalistische und postkoloniale Theorien nunmehr schlechterdings unwidersprochen hingenommen werden kann. Vergesellschaftung bedeutet nicht nur eine Vergesellschaftung in Genderrollen, sondern auch Positionierung durch Schichtzugehörigkeit und die Zugehörigkeit zu minorisierten Gruppen, wie es etwa ethnische Gruppen sein können. In der Soziologie entwickelten feministische Sozialwissenschaftlerinnen auf diesem Hintergrund das Modell der doppelten Vergesellschaftung (vgl. Becker-Schmidt/Bilden 1991) und schließlich der dreifachen Vergesellschaftung (vgl. Lenz 1995, 1996). „In dieser dreifachen Vergesellschaftung im Geschlechterverhältnis wer-

den die komplexen wechselseitigen Verbindungen von Klasse, Ethnie und Geschlecht, von *sex*, *„race“/ethnicity*, *class* geschaffen“ (Lenz 1995: 35). Hier wird Geschlecht als *eine* von verschiedenen Kategorien betrachtet, deren Bewertung gesellschaftliche Ungleichheit und Gewalt legitimieren (vgl. auch Stötzer 2004: 104). Seit Mitte der 1990er Jahren finden wir in der Bundesrepublik Deutschland verschiedene Ansätze in den Sozialwissenschaften, die versuchen, die differenten Dimensionen bei der Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen als miteinander in Verbindung stehend zu betrachten. Es sind Arbeiten, die auf einen radikalen Perspektivwechsel im Vergleich zur Frauenforschung der 1970er und 1980er Jahren hindeuten.

„Während dort die Betonung der Differenz *zwischen den Geschlechtern* als zentrale Problematik aufgeworfen wurde, avancieren in dieser Diskussion nun die Differenzen *innerhalb der Geschlechterdifferenz* zum theoretischen Fluchtpunkt der Debatte“ (Stötzer 2004: 105).

Der Impuls hierfür kam über politisch artikuliert Kritik minorisierter Frauen (etwa Jüdinnen, Migrantinnen oder *women of colour*), die ihre Exkludierung aus dem ‚Wir-Frauen‘ benannten und damit politisierten (vgl. etwa Moraga/Anzaldúa 1983; Anzaldúa 1990a). Die ersten Stimmen aus dem US-amerikanischen Kontext gerieten relativ bald in die deutsche feministische Debatte (vgl. Beiträge zur feministischen forschung und praxis 1990).

Methodisch allerdings vertreten die genannten kritischen Arbeiten unterschiedliche Vorgehensweisen und auch das theoretische *Framing* variiert von poststrukturalistischen Ansätzen bis hin zu Ansätzen, die etwa auf der kritischen Theorie beruhen.

Die hier nun vorliegende Arbeit ist innerhalb dieser Bewegungen zu verorten. Sie sieht sich in der Tradition kritischer Sozialforschung, die die Prämissen feministischer Forschung ernst nimmt und darüber hinaus einen weiteren Versuch unternimmt, Herrschaft und Macht über sich überschneidende Konfigurationen und Strategien zu verstehen, um damit Möglichkeiten der Interventionstaktiken freizulegen (siehe hierzu auch Castro Varela/Dhawan 2004a) und die unterschiedlichen Formen von Widerstand minorisierter Frauen sichtbar zu machen, die visionär aufgeladen sind. Dies erfordert auch ein Nachdenken über die methodische Herangehensweise sowie das ‚Wie‘ der Materialerschließung und der Präsentation der ‚Ergebnisse‘. Allerdings:

„Ein(e) Wissenschaftler(in) kann natürlich im Dienste einer politischen Bewegung forschen, aber das Ergebnis muß für die betreffende Bewegung enttäuschend sein dürfen“ (Bleich/Jansz/Leydesdorff 1984: 27)

Das hier gewählte methodische Vorgehen kann als ein Balanceakt zwischen empirischer Analyse und theoretischer Reflexion beschrieben werden. Da eine Ar-

beit über Utopiediskurse von Migrantinnen an vielen Punkten wissenschaftliches Neuland betritt, handelt es sich hierbei um Grundlagenforschung. Literaturrecherchen ergaben, dass innerhalb bundesrepublikanischer sozialwissenschaftlicher Forschung weder empirische Untersuchungen zum Zusammenhang von Utopien und Migration noch zu den Utopiediskursen von Migrantinnen vorliegen. Utopieforschung bezieht sich zumeist auf die Analyse literarischer Texte und politischer Programme, die schriftlich vorliegen (vgl. beispielhaft Holland-Cunz 1988; Saage 1997, 2003; Roß 1998). Während Migrationsforschung bisher wenig Interesse an den Visionen von Migrantinnen und Migranten gezeigt hat. Im Gegenteil, mehrheitlich zeigt sich Migrationsforschung als sozio-historische (etwa Münz 1990; Baade 1994a; Motte/Ohliger/von Oswald 1999; Ha 2003), soziologische (etwa Morokvašić 1987; Pries 1998), biografische (etwa Gutiérrez Rodríguez 1999; Lutz 1999) oder pädagogische Forschung (etwa Gogolin/Nauck 2000).³ Das Thema „Migrantinnen und Utopien“ stößt gewissermaßen auf eine Forschungslücke, die kaum zufällig ist. Es ist anzunehmen, dass der allgemein starke antiutopische Diskurs und der dominante Opferdiskurs bezüglich Migrantinnen deutlich wirksam und interdependent sind.

Es gibt keine Untersuchung, auf die sich die hier vorliegende Arbeit unmittelbar beziehen und folglich aufbauen könnte. Darüber hinaus mussten zwei bisher völlig unverbundene Forschungsrichtungen – Migrations- und Utopieforschung – in Dialog gebracht werden. Dies bedeutete zunächst einmal die Sichtung äußerst heterogenen Materials. Nachdem die wichtigsten Ergebnisse der Utopieforschung und ihre Verbindungsstellen zur Migrationsforschung und auch zur Genderforschung gesichtet und analysiert worden waren, begann die Vorbereitung der empirischen Untersuchung.

Für die Forschungssituation ist dabei die Reflexion der im Forschungsprozess sich wiederholenden Machtkonstellationen von besonderer Bedeutung. Margaret Andersen stellt etwa fest, dass Forscherinnen, die selber Minderheitenangehörige sind, weniger Misstrauen und Feindseligkeiten entgegengebracht werden als Mehrheitsangehörigen, die Minderheitsangehörige untersuchen (vgl. Andersen 1993: 41). Gleichzeitig scheint sich in einigen Untersuchungen ein *bias* in der Zusammensetzung der Gruppen einzuschleichen, denn zumeist sind die, die sich freiwillig zu Untersuchungen melden, weiße Mittelschichtangehörige. „Because dominant groups have less reason to expect they will be exploited by researchers, they are more likely to volunteer as research subjects“ (ebd.).

Wenn Forschung und deren explizite und implizite Interpretationen als eine von mehreren möglichen Lesarten gesehen wird, dann muss dies eine Selbstreflexion der Forscherin einbeziehen (vgl. auch Strauss 1994: 39). Dabei sollte dar-

3 Mir selber ist nur eine Untersuchung im pädagogischen Bereich bekannt, die sich für Zukunftseinstellungen von Migrantinnen und Migranten interessiert (O. Morgenroth 1997). Wobei es sich bei dieser eigentlich um eine ‚Optimismus-Pessimismus-Untersuchung‘ handelt. Gegenstand der Untersuchung waren bei dieser nicht utopische Visionen, sondern die persönliche Einstellung zur Zukunft.

auf geachtet werden, dass jede Forscherin/Subjekt – Forschungsgegenstand/ Subjekt – Konstellation unausweichliche Effekte nach sich zieht, die die Untersuchungssituation und damit auch den Untersuchungsgegenstand beeinflussen. Bei den Gruppendiskussions-Arrangements konnte festgestellt werden, dass die soziale Position der Forscherin für die Teilnehmerinnen durchaus von besonderem Interesse war. Die Teilnehmerinnen fragten etwa nach, ob die Forscherin Mehrheits- oder Minderheitenangehörige ist und auch wofür diese die Daten benötigt. Dies zeugt m.E. von einem positiv zu bewertenden Misstrauen Wissenschaft und Forschung gegenüber. Allerdings, so muss notwendigerweise konstatiert werden, führt die Konstellation ‚Migrantin‘ interviewt ‚Migrantin‘ nicht notwendigerweise zu einer spontanen Freizügigkeit und Entspanntheit der Atmosphäre. Viel eher waren folgende Positionen der Forscherin gegenüber zu erkennen:

Tabelle 2: Bewertungsmöglichkeiten der Forscherin durch die Teilnehmerinnen

	Nicht-Wir	Wir
Positiv	‚Sprachrohr‘	‚Gesprächspartnerin‘ oder ‚Zu-Unterstützende‘
Negativ	‚Spionin‘	‚Nutznießerin‘

Je nachdem, ob die Forscherin zu einem imaginierten ‚Wir‘ oder eben ‚Nicht-Wir‘ gezählt wurde, war jeweils eine ablehnende oder sympathisierende Position möglich. Die meisten Teilnehmerinnen begrüßten die Gruppendiskussion und zählten die ‚Ihre-Äußerungen-Aufnehmende‘ zu den ‚Wir-Migrantinnen‘, ‚Wir-Nicht-Deutsche‘ etc. Dies zeigte sich in einer dem Forschungsvorhaben gegenüber positiv zugewandten und der Forscherin gegenüber unterstützenden Einstellung. Entweder sahen sie die Forscherin als Gesprächspartnerin an, die auch schon mal nach ihrer eigenen Biografie oder politischen Meinung befragt wurde, oder sie sahen sie als ‚Eine-von-uns‘ an, deren sozialer Aufstieg willkommen geheißen wurde und durch bereitwillige Teilnahme an der Diskussion gefördert werden sollte. Diese Haltung fand sich verstärkt in den sich als „politisiert“ bezeichnenden Gruppen A und D. Effekte dieser Konstellation waren zum Beispiel, dass Fragen vorweggenommen wurden. In Gruppe A wurde etwa gefragt: „Unsere Herkunft? Interessiert Dich unsere Herkunft?“ (ZA 8). Die Teilnehmerinnen denken hier mit, was für die Untersuchung von Interesse sein könnte, was für die Analyse benötigt wird. Befördert wurde diese Haltung auch durch die Zusammenstellung der Gruppen. Immer gab es eine Frau, die als Mittlerin vorgesprochen und die anderen Frauen zu einer Teilnahme motiviert hat. Diese *gatekeeper*

bauten nicht nur das verständliche Misstrauen gegenüber Forschung ab, sondern signalisierten auch, dass die Forscherin Teil eines ‚Wir‘ war.

Doch auch wenn die Forscherin als Teil eines ‚Wir‘ registriert wurde, war eine negative Haltung möglich. Besonders wissenschaftskritische Teilnehmerinnen blieben dabei verständlicherweise länger misstrauisch. Ihre Haltung deutete an, dass es sich bei der Forscherin um eine ‚Nutznießerin‘ handelte, die das Wissen der anderen Gruppenmitglieder nutzt, um selbst voranzukommen, um sich über diese zu erheben. Dies äußerte sich beispielsweise in der Etablierung einer Konkurrenzsituation. Effekte waren hier, dass die Frauen schwerer zu motivieren waren, skeptisch auf Fragen reagierten und häufig auch durch Ironie die Untersuchungssituation ins Wanken brachten. Obwohl es in keiner der Gruppen zu ernsthaften Störungen kam. Das heißt, alle Gruppendiskussionen konnten zu Ende geführt werden und sind interpretierbar im Sinne der Forschungsfrage. Dennoch ist es notwendig, die Reflexion über das, was im Forschungsprozess geschieht, intensiver zu gestalten als dies allgemein üblich ist. Die Forscherin ist als Teil der Forschung während der Untersuchungssituation nie neutral, sie beeinflusst immer die Untersuchungssituation. Und die Tatsache, dass sie derselben oder ähnlichen sozialen Gruppe angehört oder als zu dieser zugehörig imaginiert wird, führt weder zu besonderen Verfälschungen aufgrund der unterstellten „Selbstbetroffenheit“ noch führt es sogleich und ohne weiteres zu besseren, im Sinne von glaubwürdigeren Ergebnissen. Auch wenn die Forscherin glaubt, dass sie einen sozialen Erfahrungshorizont mit den untersuchten Subjekten teilt, können diese sie als ‚Nicht-Wir‘ wahrnehmen. Sie kann dann als eine Art ‚Spionin‘ gesehen werden, die ‚interne‘ Strukturen und Strategien öffentlich macht. Dies ist insbesondere dann zu erwarten, wenn die Gruppen autonom politisch tätig sind. Im positiven Fall wird sie als unterstützendes Sprachrohr gesehen, die interne Meinungen, Ideen, Sichtweisen öffentlich macht und dadurch für deren Verbreitung sorgt. Somit kann auch das imaginierte Nicht-Dazugehören positive Effekte befördern.

In den Gruppendiskussionen dieses Forschungsprojektes finden sich alle vier genannten Positionen, die zum Teil auch schwankend waren. Das heißt, ein phantasmatisches ‚Nicht-Wir‘ wurde im Verlauf der Diskussion durch Intervention der Moderatorin oder anderer Diskussionsteilnehmerinnen zu einem ebenso imaginierten ‚Wir‘. Darüber hinausgehend ist nicht nur die soziale Position der Forscherin im Gegensatz zu den Untersuchungssubjekten bedeutsam, sondern ebenso die eigene Teilnahme derselben an Gruppen, insbesondere politischen Gruppierungen. So wie Andersen (1993) in ihrer Studie zu afroamerikanischen Frauen belegt, dass es wichtig und notwendig war am alltäglichen Leben der Frauen teilzunehmen, so entscheidend war es für dieses Forschungsprojekt, nicht nur selbst einen Migrationshintergrund vorweisen zu können, sondern daneben Erfahrungen in unterschiedlichen Migrantinnen- und Bündnisgruppen gemacht zu haben. Die in diesen Gruppen gemachten Erfahrungen führten, v.a in den sich als ‚politisiert‘ beschreibenden Gruppen A und D, zu einer schnell bemerkten

habituellen Übereinstimmung, die sich u.a. im geteilten Humor bemerkbar machte.

Die gewählte Methode lehnt sich an die *Grounded Theory* nach Barney Glaser und Anselm L. Strauss (1967) an, die versucht Theorien beziehungsweise Theorieansätze auf Basis empirischer Untersuchungen zu generieren. Ihr Kerngedanke besagt, dass Theorie gegenstandsverankert – eben *grounded* – sein sollte. Theorie entwickelt sich mithin anhand empirischer Beobachtungen, die durch theoretisches Kontextwissen begleitet werden. Entscheidend ist die Verzahnung von Theorie und Empirie, wobei „Datensammlung, Analyse und die Theorie in einer wechselseitigen Beziehung zueinander [stehen]“ (Strauss/Corbin 1996: 8). Darüber hinaus hat die eigene Erfahrung innerhalb der *Grounded Theory* einen besonderen Stellenwert. Sie ist nicht nur Motivation, sondern auch ein Faktor, der Strauss und Corbin zufolge „ein erfolgreicherer Forschungsbemühen nach sich“ ziehen kann (vgl. ebd.: 21). Das Einbeziehen eigener Erfahrungen und die empirische ‚Realität‘ als Basis Theorieentwicklung waren und sind wichtige Gründe dafür, dass die *Grounded Theory* insbesondere in der Frauenforschung eine häufig zur Anwendung kommende Methode der Theorieentwicklung darstellt. Zudem handelt es sich um einen Ansatz, der einen guten Zugang zu komplexen Feldern ermöglicht.

Glaser und Strauss plädieren zunächst einmal dafür, Theorien für einen begrenzten Gegenstand zu formulieren (vgl. Wiedemann 1991: 441). In diesem Sinne wurde auch in dieser Arbeit verfahren. Für Vertreter/-innen einer gegenstandsbegründete Theorie gilt als Ideal einer guten Theorie eine, die „interpretativ bedeutsam und erklärungsrelevant ist und einen Voraussagewert besitzt“ (ebd.: 440). Dies ist natürlich für das hier skizzierte Projekt nicht erfüllbar und wird auch nicht angestrebt. Vielmehr sollen über die Betrachtung von Utopiediskursen (Selbst-)Darstellungsmöglichkeiten pluralisiert, Migrationsdaseinsformen dekonstruiert und soziale Visionen dokumentiert werden. Die sogenannte Verallgemeinerungsfähigkeit bemisst sich der *Grounded Theory* zufolge am Grad der theoretischen Sättigung. Diese ist dann erreicht, wenn sich weitere empirische Befunde mit der Theorie erklären lassen, ohne diese zu verändern. Theoretische Sättigung wird zwar angestrebt, kann aber aus forschungslogischen Gründen nie erreicht werden. Denn die Perspektive, die in jede Untersuchung eingebracht wird, der Kontext, in dem diese stattfindet, verändert dieselbe und in Folge auch die Ergebnisse. D.h. auch, dass jede empirische Untersuchung ein Stück weit die Theorie, auf der diese beruht, notwendigerweise verändern muss.

Der Prozess des Erforschens kann als ein heterotopischer beschrieben werden, insofern er Zwischenräume zu eröffnen hilft, in denen sich Schichten und Ablagerungen aus verschiedenen Zeiten und Räumen finden, die sich gegenseitig beeinflussen. Wie gesehen, sind Heterotopien Foucault zufolge Zwischenräume *und* Widerlager. ‚Zwischen‘ beschreibt hierbei die Verortung derselben im Bereich zwischen dem, was als Wirklichkeit wahrgenommen und dem, was Foucault als Utopie bezeichnet. Die Analyse des empirischen Materials skizziert ei-

nige dieser *Zwischenräume*, heterotopische Räume des scheinbar Inkommensurablen, die beispielsweise aufgespannt wurden, wenn beim Diskutieren Räume des Gestern und Morgen in Gleichzeitigkeit evoziert wurden.

„Theorien sind nützlich, wenn sie nicht nur Daten abbilden, sondern ihnen eine Gestalt geben, Beziehungen stiften, hin zu neuen Einsichten führen und neue Fragen und Probleme entdecken. Diesem Ziel ist die Verallgemeinerungsfähigkeit der Theorie untergeordnet. Eine Theorie sollte eben nicht nur allgemein, sondern vor allem eine kreative Konstruktion sein“ (Wiedemann 1991: 440).

Die *Grounded Theory* erreicht kreative Konstruktionen u.a. durch Vergleichsbildungen, bei der theoretische Sensibilität eine entscheidende Rolle spielt: Die Forscherin benötigt gewissermaßen einen eigenen heuristischen Rahmen, der es ihr ermöglicht eine Außenperspektive auf das Feld einzunehmen. Die theoretische Reflexion erscheint unerlässlich für die Produktion von Analysen und erste Thesen, die durch Codierung und Verdichtung Schritt für Schritt eine Theorie entstehen lassen. Strauss und Corbin erinnern daran, dass die gemachten Erfahrungen und das Literaturstudium spezifische „Denkmuster“, „Wissen“, „Verzerrungen“ und „Vorannahmen“ mitbringen. „Diese können unsere Sicht dessen, was in den Daten bedeutsam ist, blockieren oder uns darin hindern, von deskriptiven zu theoretischen Ebenen der Analyse fortzuschreiten“ (Strauss/Corbin 1996: 73). Verschiedene Techniken können allerdings dabei „behilflich“ sein, sich aus den Fallen des Vor-Wissens zu befreien. Die Forschungspraxis kann in Form eines Oszillieren zwischen Theorie und Empirie beschreibbar sein.

4.1 Gruppendiskussionen und *Focus Groups*

Elias beschreibt Utopien als „soziogenetische Phantasiebilder“:

„Mögen Utopien auch von ganz bestimmten einzelnen Menschen erfunden werden und in diesem Sinne höchst individuelle Phantasiebilder sein, so handelt es sich dabei zugleich auch immer um soziogenetische Phantasiebilder: die Urheber sprechen aus einer sozialen Lage, auch einer erlebten sozialen Lage, heraus; sie sprechen in eine Lage, auch eine Erlebnislage, hinein, die für eine ganz spezifische, zumeist staatlich organisierte Gesellschaft und innerhalb ihrer für ein bestimmtes Publikum, eine bestimmte Schicht von Menschen charakteristisch ist. Das ist die Basis“ (Elias 1985: 101).

Um diese transparent zu machen wurde die Methode der fokussierten Gruppendiskussion gewählt, in der Annahme, dass kollektive Vorstellungen in komplexen kommunikativen Situationen eher sichtbar werden. Hinzu kommt, dass diese nicht nur die Entwicklung und Erweiterung von Utopien zulassen, sondern es ebenso möglich wird, einen eventuellen Utopieverlust oder -verzicht in der

Kommunikation mit anderen Mitgliedern der Gruppe mitzuteilen. Utopien sind zwar nicht mit Meinungen oder Einstellungen gleichzusetzen, wie sie etwa vom Frankfurter Institut für Sozialforschung untersucht wurden, jedoch ähneln sie diesen strukturell insoweit, als sie Gesellschaftskritik und kollektive Vorstellungen transportieren.⁴ Deswegen ist die Auswahl der Diskussionsteilnehmerinnen methodisch betrachtet doppelt interessant: Auf der einen Seite können utopische Vorstellungen von Migrantinnen der zweiten und dritten Generation beschrieben werden und damit auch untersucht werden, ob solche kollektiven idealen Zukunftsvorstellungen überhaupt existent bzw. feststellbar sind. Auf der anderen Seite können die Entwicklung und Durchsetzung von Visionen und damit einhergehende gesellschaftspolitische Annahmen dokumentiert werden. Es kann also nicht nur ein deskriptiver Blick auf Utopien geworfen werden, sondern eben auch ein funktionaler. Insofern erscheint die empirische Methode der Gruppendiskussion als im Großen und Ganzen gegenstandsadäquat. Wenn Utopien in kollektiven Prozessen nicht nur produziert, sondern bestimmte Modelle auch durchgesetzt werden, so wird eine Methode benötigt, die diesen Prozess nachzuzeichnen in der Lage ist.

Erste methodische Überlegungen zu dem hier beschriebenen Forschungsprojekt gingen eigentlich eher in Richtung biografische Interviews. Aufgrund vor allem zweier Kriterien erschienen allerdings schließlich Gruppendiskussionen adäquater: Einerseits ist die durch die Situation der Gruppendiskussion gegebene Natürlichkeit bei einer „interaktive[n] Beeinflussung der Teilnehmer untereinander“ (Lamnek 1998: 23) unweit höher als bei biografischen Interviews. Die Gruppendiskussionen, die entweder in der Wohnung einer Teilnehmerin, in der Wohnung der Autorin oder an einem üblichen politischen Treffpunkt der Teilnehmerinnen stattfanden, gestatteten denn schnellen Aufbau einer entspannten Atmosphäre, die die Untersuchungssituation an Alltagssituationen annäherte. Der zumeist hohe Bekanntheitsgrad der Teilnehmerinnen untereinander trug ebenso dazu bei, dass die Untersuchungssituationen von einer großen „Realitätsnähe“ gekennzeichnet waren (vgl. Dreher/Dreher 1991: 186). Andererseits legte der Fokus der Untersuchung auf *Utopiediskurse* es nahe, Diskussionen zu moderieren. Diskurse in ihren widersprüchlichen Richtungen und Bewegungen lassen sich weitaus besser in einer solchen erfassen. Dabei ist der „diskursive Austausch“ von höherem Interesse als die Ansichten, die Argumente und Darstellungen Einzelner (vgl. Morgan 1997: 10; Lamnek 1998: 33ff.).

„Die Grundannahme des Gruppendiskussionsverfahrens besagt, daß individuelles Bewußtsein sich nicht isoliert konstituiert, sondern auch das Resultat einer kollektiven Interaktion ist, wie sie beispielsweise in Alltagsgesprächen stattfindet. Die Gruppendis-

4 Anja Weiß spricht in ihrer Untersuchung zu rassistischen Diskursen innerhalb antirassistischer Gruppen von ‚halb-öffentlichen Diskursen‘, da die Gruppen nicht „nur individuelle“ Meinungen“ präsentieren, sondern „auswählen, welche ihrer Einstellungen sie in der jeweiligen Situation präsentieren“ (Weiß 2001: 89).

kussion als empirische Forschungsmethode hat nun den Vorzug, daß sie als besondere Kommunikationssituation den alltäglichen Gesprächsformen sehr nahe kommt. Damit sind bestimmte Einflußfaktoren aus der Forschungssituation, wie Verzerrungen durch positive oder negative Verstärkungen durch die Interviewer eher selten“ (Morgenroth/Niemeyer/Hollmann 1994: 374).

Dennoch führen Gruppendiskussionen in den deutschen Sozialwissenschaften eher ein Schattendasein. Als Gründe hierfür werden vor allem die Zeit- und Personalintensität genannt (vgl. Krüger 1983; Lamnek 1998).

Die Geschichte der Gruppendiskussion in den Sozialwissenschaften der Bundesrepublik Deutschland beginnt mit den Arbeiten des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in den 1950er Jahren. Pollock setzte sie in einer Untersuchung des Phänomens des politischen Bewusstseins ein (vgl. Lamnek 1998: 18). Damit liegen ihre Wurzeln in Deutschland in den *kritischen* Sozialwissenschaften, wo sie nach wie vor zur Anwendung kommt. Gruppendiskussionen wurden zu Beginn als „Gruppenexperiment“ verstanden, die vor allem den „Aspekt der subjektiven Wahrnehmung“ aufnehmen sollten (Krüger 1983: 92). Die Hypothesen, die diesem Ansatz zu Grunde liegen, postulieren, dass Einstellungen und Meinungen nicht isoliert entwickelt werden, sondern Ergebnisse menschlicher Kommunikation sind. Weiterhin sind diese widersprüchlich und nicht eindeutig und v.a. können Einstellungen und Meinungen innerhalb einer Gruppendiskussion ihren Weg bahnen, die sonst durch Rationalisierungen verdeckt blieben (vgl. ebd.: 93).

Eine Abgrenzung *fokussierter* Gruppendiskussionen gegenüber anderen Formen macht sich v.a. an der Rolle der Moderatorin fest. Diese setzt den Fokus der Diskussion (vgl. Morgan 1997: 6). Die Vorgehensweise verlangt nach einem Leitfaden, der die Diskussion trichterförmig zum Thema hinführt. Insgesamt wurden die Gruppendiskussionen nur zurückhaltend moderiert und damit ‚gesteuert‘. Die genaue Richtung, Schwerpunkte und Bewegungen wurden von der Gruppe und ihren Interaktionen bestimmt. Eine solche Technik ermöglicht es, ein konkretes Forschungsinteresse zu formulieren, den Teilnehmerinnen mitzuteilen und dennoch eine offene Diskussion zu initiieren, die aufgrund der Interaktion innerhalb der Gruppe immer andere Wege geht und andere Ebenen berührt. Mit anderen Worten: Die Methode eröffnet einen Raum, in dem die eigene Perspektive zu einem ganz konkreten Thema dargelegt werden kann.

Ein wichtiger Vorteil von Gruppendiskussionen ist in jedem Fall, im Gegensatz etwa zu einem biografischen Interview, die Möglichkeit, in derselben Zeit gleich mehrere unterschiedliche Wirklichkeiten präsentiert zu bekommen. Die Technik der *Focus Groups* ermöglicht zudem die Zentrierung auf eine Thematik, die besonders bei einer Fragestellung wie der hier vorliegenden sinnvoll erscheint. Utopien scheinen für viele Teilnehmerinnen zu Beginn der Diskussion abstrakt und nur schwer fassbar zu sein. Erst im Verlauf der Gruppendiskussion wird einigen Teilnehmerinnen klar, inwieweit diese in ihrem konkreten Alltag eine Rolle spielen. Die Interaktion ist gleichzeitig eine kollektive Selbstreflexion

und die Moderation achtet – wenn auch geschmeidig und flexibel – darauf, dass die Teilnehmerinnen nicht vom Thema abkommen (vgl. Morgan 1997: 46).

4.2 Theoretisches Sampling

Grundlage der Theoriebildung ist bei der *Grounded Theory* die Vergleichsbildung, diese erfolgt über die Strategie des theoretischen *Samplings* (vgl. Wiedemann 1991: 441). Die Vergleichsbildung intendiert über die Kontraste Hypothesen zu generieren. „Wenn sich“, wie Weiß schreibt, „die gleiche Hypothese in unterschiedlichen Zusammenhängen bestätigt findet, erhöht sich die Validität“ (Weiß 2001: 110).

Im Zeitraum von Januar 1998 bis Januar 2000 fanden vier Gruppendiskussionen mit insgesamt 17 Frauen der zweiten und dritten Einwanderergeneration in der Bundesrepublik Deutschland statt. Alle Gruppendiskussionen wurden von mir selbst geleitet. Sie fanden an unterschiedlichen Orten statt und wurden mit Genehmigung der Teilnehmerinnen aufgezeichnet und schließlich wortwörtlich transkribiert. Die Gruppendiskussionen wurden in größeren Abständen geführt, da nach der Transkription immer wieder eine thematisch theoretische Vertiefung vonnöten war. Durch ein reflexives Vorgehen wurde schließlich die Struktur der nächsten Gruppe bestimmt. Die Größe der Gruppe wurde dabei bewusst klein gehalten. So kamen drei Gruppen à vier Frauen und eine Gruppe à fünf Frauen zusammen. Diese kleinen Gruppen ermöglichten intensive und lebendige Diskussionen. Nach David Morgan sind kleine Gruppen besonders dann indiziert, wenn die Teilnehmer/-innen ausnehmend vom Gegenstand betroffen sind, wenn davon auszugehen ist, dass es zu Kontroversen kommt, wenn der Gegenstand der Diskussion komplex ist, wenn die Teilnehmerinnen Expertinnen sind und der Gegenstand relativ detailliert erfasst werden soll (vgl. Lamnek 1998: 103). Alle diese Punkte treffen bei dem hier beschriebenen Forschungsprojekt zu. Die kleine Gruppe ermöglichte dazu schnell eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, in der auch persönliche Erfahrungen und Beschreibungen ungehindert einfließen konnten.

Auf Kontrollgruppen wurde verzichtet, da letztlich weder die spezifische Gruppe noch die Frage nach den konkreten Utopien derselben im Mittelpunkt des Interesses stand. Das Interesse liegt tatsächlich auf dem „Dazwischen“. Sprich: Was ereignet sich, wenn Minorisierte (also im vorliegenden Falle Migrantinnen der zweiten und dritten Generation) über utopische Visionen sprechen? Selbst wenn einige Frauen sagen, sie hätten keine Utopien, so ist doch spannend, wie sie dies kommunizieren und v.a. worüber sie dann sprechen, wenn der Utopieverzicht oder -verlust sie nicht über Utopien sprechen lässt. Das, worüber sonst noch gesprochen wird, wenn das Gespräch durch das Utopiethema gerahmt wird, ist mithin von ebensolchem Interesse wie die konkreten Utopien.

Im Nachfolgenden werden die Gruppen und die Diskussionsorte beschrieben und die Atmosphäre während der Gruppendiskussionen kurz skizziert.

Gruppe A: Neugegründete politisch aktive Gruppe

Die Teilnehmerinnen leben in einer mittelgroßen Stadt im Westen der Bundesrepublik Deutschland. Zwei von ihnen wohnen gemeinsam in einer Wohngemeinschaft, in der insgesamt drei Migrantinnen – alle Studentinnen – zusammen leben. Die Gruppendiskussion fand in deren Küche statt. Zwei sind Schwestern und alle arbeiten gemeinsam in einer politischen Gruppe zu den Themen Migration und Diskriminierungen. Die Diskussionsgruppe wurde von einer der Frauen zusammengestellt, die mir aus der Zusammenarbeit in einer antirassistischen Gruppe bekannt ist. Die Atmosphäre ist freundschaftlich und locker. Die Frauen sind befreundet und sprechen sehr offen miteinander. Die Diskussion dauert ca. 1,5 Stunden, danach werde ich zum Essen eingeladen und das Gespräch informell weitergeführt.

Gruppe B: Sich als unpolitisch bezeichnende Frauen

Diese Gruppe wurde bezüglich politischer Aktivität kontrastiv zu Gruppe A zusammengestellt. Sie besteht aus zwei mir bekannten Frauen, die jeweils eine Freundin zur Diskussion mitbringen. Das heißt, jeweils zwei Frauen kennen sich, während ebenfalls zwei sich nicht kennen. Alle leben in einer westdeutschen Großstadt. Diese Gruppe ist heterogen bezüglich ihrer Bildungsabschlüsse und ihrer Herkunft. Keine der Teilnehmerinnen bezeichnet sich als politisch aktiv, wenn auch im Verlauf der Diskussion darüber debattiert wird, ob diese Aussage so unbedingt richtig meinen ist. Die Diskussion findet in meinem Wohnzimmer statt. D.h., anders als in Gruppe A ist der Ort nicht allen Teilnehmerinnen vertraut. Folglich dauert es einige Zeit, bis die Gruppe erwärmt ist und eine gemeinsame Diskussion beginnt, die dann ca. 2,5 Stunden dauert. Danach bleiben die Frauen noch ca. 3 Stunden und erzählen. Auch hier endet die Diskussion nicht mit Beendigung der *Focus Group* Diskussion.

Gruppe C: Politisch sehr aktive Gruppe

In dieser Gruppe waren mir alle Teilnehmerinnen unbekannt. Die vier Frauen sind Teil einer geschlechter-gemischten politischen Migrantengruppierung in einer mittelgroßen Stadt in der Bundesrepublik Deutschland. Interessant erschien mir die Heterogenität der Gruppe und v.a. ihre politische Geschichte. Eine gemeinsame Bekannte bemühte sich um die Kontaktherstellung, die telefonisch erfolgte. Der Ort der Diskussion ist gleichzeitig der Ort ihrer regelmäßigen Treffen. Hier kennen sich die Diskutantinnen sehr gut und auch ihre unterschiedlichen politischen Positionen. Die Diskussion erscheint zeitweise eher artifiziell. Als Moderatorin muss ich mich mehr als in den anderen Gruppen um eine Vertrauensbasis bemühen. Der Raum ist ein eher nüchterner Clubraum. Die Frauen stehen ein wenig unter Zeitdruck, da die sonst übliche Gruppensitzung noch abgehalten

werden soll. Die Diskussion dauert ca. 1,5 Stunden. Gruppe C ist die einzige Gruppe, die sich einer sozialen Migrantinnenbewegung zugehörig fühlt. Nach der Diskussion findet das wöchentliche Gruppentreffen statt, an dem ich teilnehme und in dem es um die Organisation der für die nächsten Monate geplanten politischen Aktionen geht. Anschließend gehen außer einer Teilnehmerin, die am nächsten Morgen verreist, alle gemeinsam in ein Café und diskutieren weiter. Die Atmosphäre ist nun locker, gelöst und freundschaftlich.

Gruppe D: Lesbische Migrantinnen, zum Teil politisch aktiv

Die dritte Gruppe bildeten fünf lesbische Migrantinnen der zweiten Generation aus einer deutschen Großstadt. Nachdem in allen Gruppen die eigenen Diskriminierungserfahrungen in Verbindung mit Utopien gesetzt wurden, erschien es interessant zu sehen, ob Frauen, die sich selber als lesbisch bezeichnen und damit anders verletzlich als die Frauen der anderen drei Gruppen sind, auch differente Visionen aufweisen. Diskussionsort war die Wohnung einer der Frauen, die auch gleichzeitig die Kontaktperson war. Sie war mir durch Mitarbeit in einer antirassistischen Gruppe bekannt. Alle Teilnehmerinnen kannten diese eine Person. Sie kannten sich jedoch nicht alle untereinander und auch nicht die Moderatorin. Die Atmosphäre ist von Anfang sehr entspannt. Die Gruppe ist heterogen bezüglich Alter, Herkunft und politischem Engagement. Die Diskussion dauert ca. 2,5 Stunden. Anschließend wird noch ein wenig geplaudert. Die Teilnehmerinnen bedanken sich für die Möglichkeit zur Teilnahme an der Diskussion. Alle verlassen den Ort gut gelaunt. Es wird viel gelacht.

4.3 Die Protagonistinnen: Eine Skizze

Vor Beginn einer jeden Diskussionsrunde wurde ein für diese Untersuchung entwickelter teilstandardisierter Fragebogen ausgeteilt. Er diente der Erhebung notwendiger sozialstatistischer Daten und enthielt zudem zwei zu ergänzende Sätze: *Meine Zukunft ist...* und *Meine Utopie ist...* Die schriftliche Vervollständigung dieser Sätze diente u.a. der Fokussierung der Teilnehmerinnen auf das Diskussionsthema. Gleichzeitig liefert die schriftliche Bearbeitung zusätzliches Interpretationsmaterial. Es gibt uns Auskunft darüber, was die einzelnen Teilnehmerinnen als ihre Utopien ansehen. Die Analyse der Diskussionen zeigt dann an, inwieweit die Diskussionsteilnehmerinnen von den kurz vorher dargestellten Vorstellungen abweichen oder eben nicht. Dies ist insoweit interessant als deutlich wird, dass einige Teilnehmerinnen sich in den Fragebögen zu Utopien bekennen, dies aber nicht sogleich während der Diskussion tun. Utopien zu haben, scheint z.T. schambesetzt und/oder politisch disqualifizierend zu sein.

Daneben fragt der Fragebogen die Frauen nach Herkunft, Staatsangehörigkeit und Selbstbezeichnung. Die meisten der an den Gruppendiskussionen teilnehmenden Frauen sind entweder in Deutschland geboren oder im Zuge der Famili-

enzusammenführung als Kinder nach Deutschland gekommen. Konkret: Von den 17 Frauen, die an der Untersuchung teilnahmen, sind zwölf in Deutschland geboren. Die anderen leben länger als 15 Jahre in Deutschland. Eine Frau ist Tochter einer bi-nationalen Partnerschaft. Die Mutter kam als Migrantin in den 1960er Jahren nach Deutschland und lernte hier den späteren Vater ihrer Kinder kennen. Außer einer Frau, die als Jugendliche aus dem Iran eingewandert ist, sind alle anderen Kinder von Migrantinnen der ersten Generation aus den klassischen Anwerbeländern: Zehn haben Eltern, die aus der Türkei eingewandert sind, eine hat griechische, zwei haben spanische Eltern, eine hat eine spanische Mutter und einen deutschen Vater, eine hat kroatische Eltern und eine kosovarische. Die meisten Väter sind Arbeiter (insgesamt elf, davon zwei z.Zt. erwerbslos), einer ist Akademiker (dieser lebt jedoch nicht in Deutschland), einer ist selbständig und zwei sind Angestellte. Fünf Mütter sind Arbeiterinnen, fünf sind Hausfrauen, eine ist erwerbslos, drei sind Angestellte und zwei sind freiberuflich oder selbständig tätig. Dagegen sind von den Töchtern acht Studentinnen, eine besucht das Oberstufenkolleg, eine ist Auszubildende, zwei sind leitende und zwei qualifizierte Angestellte. Der migrantische Mikrokosmos, der sich hier aufzutut belegt, dass Migrantinnen, vielen Vorurteilen zum Trotz, nicht nur bildungs- und karriereorientiert sind, sondern auch immer häufiger einbrechen in Felder, die dominiert werden von Angehörigen der Dominanzkultur (vgl. etwa Castro Varela/Clayton 2003).

Die kurze Beschreibung der teilnehmenden Frauen orientiert sich größtenteils an den Daten, die durch den Fragebogen erhoben wurden. Zusätzlich wurden die Selbstbeschreibungen auch durch Informationen ergänzt, welche die Frauen während der Gruppendiskussionen bereitgestellt haben. Besonders interessant waren die Differenzen, die Frauen bezüglich Herkunft, Staatsbürgerschaft und Selbstbezeichnung gemacht haben und auch die Unterscheidung, die sie zwischen Zukunft und Utopie machen. Im Laufe der Untersuchung ist diese letztere Unterscheidung nicht weiter analysiert worden, da schnell klar wurde, dass diese nicht trennscharf ist. Viel eher verwenden die Teilnehmerinnen Zukunft und Utopie fließend und synonym.

Um eine Anonymität zu gewährleisten entsprechen die gewählten Vornamen nicht den realen und auch die Städte- und Gruppennamen wurden unkenntlich gemacht. Es sollte jedoch dabei nicht unerwähnt bleiben, dass nicht alle Frauen eine Anonymisierung ihrer Person eingefordert haben. Interessanterweise wäre mehr als die Hälfte der Teilnehmenden durchaus bereit gewesen, ihren Namen und biografischen Angaben offen zu legen.⁵ Aus Gründen der Einheitlichkeit

5 Das Anonymisieren der Akteurinnen war ein schmerzlicher Vorgang. Die Frauen, die an den Gruppendiskussionen teilgenommen haben, haben mit ihrem Sprechen untereinander und zu mir viele meiner Gedankenlosigkeiten, normalisierten, routinierten Schlussfolgerungen transparent werden lassen und mich zum Über-Denken gezwungen. Das Verschwinden derselben in der Anonymität während der Textproduktion scheint deswegen völlig inadäquat. Es macht die Machtkonfigurationen im

wurden letztlich doch alle Namen geändert. Allerdings scheint es sich dabei um eine diskussionswürdige wissenschaftliche Praxis zu handeln, die relativ unhinterfragt als Selbstverständlichkeit erachtet wird. In der hier vorliegenden Untersuchung, in der es weniger um biografische Momente und mehr um politische Vorstellungen geht, hätten einige Frauen durchaus die Möglichkeit, die sich aus der Publikation ergibt, gerne genutzt, um ihre Meinung als *ihre* Meinung zu veröffentlichen. D.h. schlichtweg, dass wissenschaftliche Arbeiten einen Raum zum Kundtun der eigenen Positionen und Empörungen bieten können. Dies gilt insbesondere für Subjekte, die nur über wenig Räume verfügen, in denen ihnen zugehört wird. William Gamson stellt beispielsweise fest, dass Gruppendiskussionen, die er zu einem politischen Thema moderierte, quasi „halb-öffentlich“ waren, weil die schwarzen Teilnehmenden bewusst zu einem nicht sichtbaren weißen Publikum sprachen und nicht nur zu ihren schwarzen Mitdiskutierenden (vgl. Gamson 1992: 23). Ebenso sind sich die Frauen, die für diese Untersuchungen über (ihre) Utopien debattierten, darin bewusst, dass sie auch für die Mehrheitsbevölkerung sprechen, was nicht ohne Einfluss auf das Gesagte bleiben kann.

Gruppe A

Ayşe

Ayşe ist 21 Jahre alt. Sie kommt aus der Türkei, ist in Deutschland geboren und hat die türkische Staatsbürgerschaft. Sie bezeichnet sich selber als Migrantin 3. Generation, $\frac{1}{2}$ (Deutsche).

Ayşe hat die Fachhochschulreife und ist zum Zeitpunkt des Interviews Auszubildende der Fotografie. Sie gibt als Einkommen „bis 1000 DM“ an. Sie ist ledig und lebt in der Wohngemeinschaft, in der das Interview stattfindet. Ayşe hat keine Kinder. Beide Eltern haben lediglich die Grundschule besucht. Die Mutter ist zur Zeit des Interviews Hausfrau und der Vater Arbeiter.

- *Zukunft*: Auf die Frage nach ihrer Zukunft, schreibt sie, dass dies eine gute Frage sei, und dass sie im Moment gut lebt und natürlich glücklich und zufrieden sei.
- *Utopie*: Als ihre Utopien gibt sie im Fragebogen an: „Keine Rassentrennung“ und „akzeptiert, toleriert, verstanden werden“.

Während der Gruppendiskussion produziert sie eine interessante utopische Vision, indem sie sich Deutschland ohne ‚Fremdes‘ vorstellt.

Feld der Wissenschaft offenkundig. Die, die ihre Erfahrungen und ihre Erklärungen zur Verfügung stellen, verlieren sich hinter *anderen* Namen. Anonymisierung wird innerhalb der empirischen Sozialforschung zumeist als ethischer Akt dargestellt: Die Informantinnen sollen nicht erkannt werden, damit sie während des Interviews, der Gruppendiskussion frei und offen sprechen können. Es wurde klar, dass viele Interviewpartnerinnen bei Untersuchungen gar nicht gefragt werden, ob sie sichtbar bleiben wollen.

- *Botschaft:*⁶ Auf die Frage nach einem kurzen Statement, welches ihre Visionen darstellt, reagiert sie erst albern, aggressiv-abwehrend mit „Halleluja“ und „Alles scheiße!“. Später fügt sie jedoch in Reaktion auf die anderen ernsthaften Versuche der Diskussionsteilnehmerinnen hinzu: „Beutet selber aus!“, „Auf jeden Fall soll jeder sich wehren! Keiner soll sich was gefallen lassen!“, „Geht nach Hause, denkt mal für ne Stunde nach!“.

Alle Botschaften werden sehr aggressiv, ungeduldig vorgebracht. Die politische Gruppe, der Ayşe angehört, bedient sich einer provokanten Rhetorik, die diese Ungeduld politisch strategisch nutzt.

Bircan

Bircan ist zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt und die jüngste Teilnehmerin. Zum Zeitpunkt des Interviews macht sie gerade ihr Abitur. Auch sie ist ledig und hat keine Kinder. Sie hat kein eigenes Einkommen. Die Bildung ihrer Eltern hat sie nicht angegeben. Ihre Schwester Handan, die auch an der Gruppendiskussion teilnimmt, gibt jedoch an, dass der Vater keine Schulbildung und die Mutter die Grundschule besucht hat. Interessanterweise gibt Bircan bei der Mutter Arbeiterin an und macht keine Angaben zum Vater, während die Schwester angibt, dass die Mutter Hausfrau und der Vater Arbeiter sei. Sie geben beide an türkisch/kurdischer Herkunft zu sein. Beide sind als Kleinkinder nach Deutschland gekommen. Bircan bezeichnet sich selber als Migrantin dritter Generation.

- *Zukunft:* Die Zukunft stellt sich Bircan als Studentin der Soziologie vor. Sie würde gern wissenschaftliche Forschung im Ausland betreiben, aber dies nicht gerne in der Art machen wie weiße Europäerinnen, die in die ‚Dritte Welt‘ reisen und dort versuchen, von oben herab die Lebensperspektiven der Menschen zu analysieren.
- *Utopie:* Ihre Utopien sind ganz konkret und pragmatisch: Doppelte Staatsbürgerschaft; dass sie mit ihren schwarzen, lockigen Haaren nicht mehr übersehen wird und in der Schule und Uni nicht mehr doppelt fleißig sein muss, um Anerkennung zu finden.
- *Botschaft:* Bircan würde gern über den mangelnden Zusammenhalt politischer Gruppierungen sprechen und über misslungene Bündnispolitik. Sie vergleicht diese mit einem Baum, von dessen Stamm dann viele Äste abgehen. Sie wünscht sich auch eine stärkere Zusammenarbeit mit deutschen Gruppen. In diesem Zusammenhang spricht sie von politischen Strategien und den Gefahren des Essentialismus. „Wer mit Deutschen Bündnisse eingeht“, sagt sie,

6 Am Ende einer jeden *Focus Group* Diskussion wurden die Teilnehmenden dazu aufgefordert ein letztes Statement zum Thema abzugeben, welches kurz und prägnant ihre Meinung zum Thema Utopie und Migration wiedergibt. Zumeist dokumentieren die Statements die (politischen) Wünsche der Frauen. Sehr häufig geht es dabei um Gerechtigkeit und soziale Ungleichheit.

„wird ausgegrenzt!“ Bircan beunruhigt das, und sie würde dies gerne in einer kurzen Rede öffentlich zum Ausdruck bringen.

Handan

Die Schwester Handan ist 29 Jahre alt und war zum Zeitpunkt ihrer Einwanderung fünf. Zum Zeitpunkt des Interviews studiert sie Pädagogik. Sie hat erst einen Hauptschulabschluss erworben und später ihr Fachabitur und einen Fachhochschulabschluss in Sozialpädagogik erworben. Daneben hat sie eine Stelle mit Leitungsfunktion und verdient zwischen 1550-2500 DM monatlich. Auch sie ist ledig und hat keine Kinder. Sie ist türkisch/kurdischer Herkunft und hat die türkische Staatsbürgerschaft inne. Im Gegensatz zur Schwester bezeichnet sie sich als „Migrantin/Nicht-Deutsche/Andere-Deutsche“. Sie legt sich nicht auf eine Bezeichnung fest, sondern *umschreibt* sich gewissermaßen. Die Herkunft gibt sie ebenso als türkisch/kurdisch an und die Staatsbürgerschaft ist auch hier türkisch.

- *Zukunft*: Ihre Zukunft beurteilt sie als ungewiss und durcheinander.
- *Utopie*: Dagegen visioniert sie eine Gesellschaft auf Basis gegenseitiger Achtung, in der interkulturelle Aspekte derselben hervorgehoben werden. Während der Gruppendiskussion ist sie eine der wenigen, die eine durchweg positive Haltung gegenüber Utopien einnimmt und diese spontan mit Marxismus assoziiert.
- *Botschaft*: Handan äußert, dass sie gerne sagen würde: „Hört auf zu unterdrücken!“ Das würde sich zwar sehr banal anhören, aber sie wünscht sich die Beendigung der Unterdrückung der Frau und auch der Ausbeutung derjenigen, die nicht so viel Kraft haben. Allen, die ausgebeutet werden, möchte sie gerne zurufen, dass sie sich wehren sollen.

Serpil

Serpil ist zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion 22. Auch sie studiert Pädagogik und verdient bis zu 1000 DM mit Jobs neben dem Studium. Serpil ist wie die anderen drei Teilnehmerinnen ledig und kinderlos und lebt in einer Wohngemeinschaft mit Ayşe. Die Bildungsabschlüsse der Eltern gibt sie an mit mittlerer Reife ohne Berufsausbildung für die Mutter und mit Berufsausbildung für den Vater. Letzterer ist Arbeiter in Deutschland, während sie bei der Mutter mithelfende Familienangehörige angekreuzt hat. Bei der Herkunft gibt sie an: „jugoslawisch aus dem heutigen Kosovo“. Sie macht hier ganz genaue Angaben und schreibt, dass die Eltern aus dem Kosovo stammen, aber ihre Ahnen zum Großteil aus der Türkei.

Sie selbst ist in Deutschland geboren. Sie hat die jugoslawische Staatsbürgerschaft und äußert, dass eine Selbstbezeichnung schwierig sei. Und schreibt: „Eventuell Migrantin der Folgegeneration. Ich bin ich! Deutsche anderer Herkunft, aber so gesehen gibt es viele Bezeichnungen.“

- *Zukunft*: Zu ihrer Zukunftsvorstellung schreibt Serpil lange und ausführlich und wird nur durch die Rufe der anderen Teilnehmerinnen davon abgehalten, weiteres auszuführen. Es ist ein Thema, mit dem sie sich zu diesem Zeitpunkt sehr beschäftigt zeigt. Sie gibt allerdings an, dass sie zwar Ziele für die Zukunft habe, diese aber noch nicht ausgereift seien. Konkret gibt sie an, dass sie gerne mehrere Länder bereisen möchte und sich doch ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland vorstellt. Sie glaubt nicht, fügt sie hinzu, dass sie ins Herkunftsland ihrer Eltern zurückgehen möchte. Zumindest nicht für den Rest ihres Lebens, vielleicht aber für eine gewisse Zeit. Gerne würde sie die Migrationsgeschichte ihrer Familie nachzeichnen und dafür in die verschiedenen Länder, in denen sich die einzelnen Familienmitglieder niedergelassen haben, reisen.
Falls sie nicht aus Deutschland „vertrieben“ wird, würde sie gern ein Bildungshaus zur Förderung sozial benachteiligter Frauen und Mädchen gründen.
- *Utopie*: Hier schreibt sie, dass sie nicht daran glaubt, dass ein reibungsloses Zusammenleben möglich ist. „Dafür sind wir zu verschieden“. Doch glaubt sie, dass es gelingen könnte, wenn jeder sich respektieren würde und den anderen „als ein selbständig denkendes Subjekt anerkennen würde“. Während der Diskussion ist sie es, die immer von einer Utopie des „Bilderaufbrechens“ redet und sich für eine „Entschubladisierung“ (Befreiung aus dem Schubladendenken) ausspricht.
- *Botschaft*: Ihre letzte Botschaft ist ebenfalls das, was sie als „Bilderknacken“ bezeichnet. Sie spricht lange darüber, wie die Botschaft aussehen müsste, so dass sie andere fesseln würde und die Leute nicht sagen würden: „Das schon wieder!“ und nach Hause gehen würden. Zum Schluss findet sie dann einen Satz: „Mir fällt ein Satz ein. Vielleicht würde ich das sagen, aber ich weiß es nicht. Zum Beispiel: Wir haben alle rotes Blut!“. Obschon sie an der Wirkmächtigkeit eines solchen Satzes zweifelt, findet sie ihn doch erst einmal in Ordnung. Auch hier scheint die Hoffnung einer Gesellschaft durch, in der alle gleichberechtigt sind.

Gruppe B

Hülya

Hülya ist zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion 28 Jahre alt und studiert Jura, nachdem sie erst die Realschule und anschließend das Gymnasium absolviert hat. Sie gibt an, in einer Kleinstadt bei einem deutschen Ehepaar aufgewachsen zu sein, da ihre Eltern keine Zeit für sie hatten. Der Vater studierte und die Mutter war berufstätig. Auch sie verdient ihren Lebensunterhalt durch Nebenjobs. Der Vater hat Abitur und die Mutter mittlere Reife mit Berufsausbildung. Beide sind nun in Rente. Sie ist nicht verheiratet und hat keine Kinder, hat jedoch einen

festen Lebenspartner. Hülya ist türkischer Herkunft und hat die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Zur Selbstbezeichnung wählt sie ihren eigenen Vornamen.

- *Zukunft*: Ihre Zukunftsvorstellungen sind pragmatisch und berufsorientiert: Examen und Referendariat. „Ansonsten“, so schreibt sie, „ist alles offen“.
- *Utopie*: Als ihre Utopie gibt sie an, dass sie Mensch sein und auch als solcher gesehen und respektiert werden möchte.
- *Botschaft*: Ihre Botschaft lautet: „Ihr wollt viele Dinge zum Besseren ändern, wollt euch aber dafür nicht anstrengen.“ Und ein wenig später fügt sie hinzu, dass dies auch heißt „viele Nachteile in Kauf [zu] nehmen“. Sie formuliert damit einen deutlichen Appell an diejenigen, die ihrer Meinung nach Privilegien inne haben, diese aber nicht abgeben oder teilen wollen.

Sonia

Sonia ist 29 Jahre alt zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion. Ihre Mutter ist Spanierin und hat bei der Heirat mit einem Deutschen die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Sonia hat die deutsche Staatsbürgerschaft, arbeitet für eine Software-Firma und ist technische Zeichnerin. Sie verfügt über die Fachhochschulreife und verdient zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 2550-3500 DM. Auch sie ist ledig und kinderlos. Die Bildung und den Status der Eltern gibt sie nicht an. Als Selbstbezeichnung gibt sie wie bei Staatsbürgerschaft und Herkunft „deutsch“ an und ist damit eine von zwei Teilnehmenden mit solcher Eindeutigkeit.

- *Zukunft*: Bei Zukunft schreibt sie lediglich, dass diese „vage“ sei.
- *Utopie*: Die von ihr formulierte Utopie ist ebenso eindeutig wie ihre Selbstbezeichnung: „Familie (mit drei Kindern) auf dem Land!“ Während der Diskussion schildert sie häufig dystopische Bilder und macht deutlich, dass sie nicht an ein friedliches menschliches Zusammenleben glaubt.
- *Botschaft*: Sonias Botschaft lautet: Toleranz und dass jeder seinen Raum bekommt. Jeder solle seine persönliche Freiheit haben, solange kein Dritter davon negativ betroffen sei.

Suna

Suna ist 27 Jahre alt als die Gruppendiskussion stattfindet. Nachdem sie erst auf der Hauptschule und dann auf der Realschule war, hat sie ihre mittlere Reife absolviert und dann nach einer Ausbildung einige Jahre als Rechtsanwaltsgehilfin gearbeitet. Später hat sie dann ihr Abitur nachgeholt. Sie möchte nun ein Pädagogikstudium beginnen. Suna ist in ihrer Kindheit mehrmals zwischen der Türkei und Deutschland gependelt. Sie ist türkischer Herkunft und türkische Staatsbürgerin und bezeichnet sich selber als: „Deutsch/Türkin oder auch umgekehrt, jedenfalls zwischen zwei Welten.“

- *Zukunft*: Sie hofft für ihre Zukunft weiter glücklich zu sein und zwar „egal was kommt“ und sich mit den Menschen, denen sie nahe steht, weiterhin gut zu verstehen.
- *Utopie*: In das Feld „Utopie“ trägt sie dystopische Bilder ein: „Sehr viele soziale Probleme und insbesondere Umweltprobleme.“
- *Botschaft*: Ihre Botschaft ist: „Einfach zu leben“ – wobei das für sie auch bedeutet, bei sich selber anzufangen. „Und dann auch mal einfach Kleinigkeiten sehen, wo man sich dran erfreuen kann, auch anderen Freude bereiten“ – z.B.: „Einfach nur lächeln!“

Katerina

Auch Katerina ist hier geboren. Sie ist zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion 27 Jahre alt, studiert Sozialarbeit und jobbt nebenher, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Sie hat erst die Realschule absolviert und anschließend auf dem Gymnasium das Abitur abgelegt. Ihre Eltern gehören der sogenannten „Gastarbeitergeneration“ an und sind beide Arbeiter/-in. Auch sie liefert wie bereits Sonia eine homogene Selbstbeschreibung: Herkunft, Staatsbürgerschaft und Selbstbezeichnung ist „griechisch“.

- *Zukunft*: Bei Zukunft schreibt sie ein simples „Wer weiß?“ und markiert damit die Ungewissheit, die sie zu diesem Zeitpunkt der eigenen Zukunft gegenüber empfindet.
- *Utopie*: Katerina glaubt nicht so recht an Utopien. In den Fragebogen schreibt sie denn auch eher abstrakt „eine Mischung aus Individualität und Kollektiv...“. Auch in der Diskussion äußert sie sich nur sehr vage zum konkreten Thema.
- *Botschaft*: Ihre Botschaft lautet: Die „Dinge auch mal anders sehen können, also, wenn’s um Probleme geht, einfach Sichtwechsel. Was gucken, was wirklich ist im Leben und nicht so [...] zu glauben, was andere einem vorgeben“.

Gruppe C

Gül

Gül ist zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion bereits 31 Jahre alt und politisch sehr aktiv. Sie ist Diplom-Psychologin und arbeitet halbtags in einer Erziehungsberatungsstelle. Sie ist die einzige der Teilnehmenden, die verheiratet ist. Zum Zeitpunkt der Diskussion hat sie keine Kinder und überlegt, ob sie noch promovieren soll. Ihre Eltern sind beide Arbeiter/-in und türkisch/kurdischer Herkunft. Sie ist als Kleinkind mit ihren Eltern nach Deutschland eingewandert und hat die deutsche Staatsbürgerschaft. Als Selbstbezeichnung gibt sie an: „Einwandererkind/-nachkomme“.

- *Zukunft*: Ihre Zukunft sieht sie recht optimistisch. Sie schreibt, dass diese gut „angebaut“ zu sein scheint und hofft lediglich, dass sie in Zukunft mehr Möglichkeiten zum selbständigen und kreativen Arbeiten hat.
- *Utopie*: Gül ist Utopien gegenüber positiv eingestellt. Sie hat die Hoffnung, dass ein gleichberechtigtes Leben möglich ist, wo Menschen sich gegenseitig achten. Daneben hofft sie auch, dass die gesellschaftlichen Strukturen sich so verändern, dass neue Freiräume entstehen.
- *Botschaft*: Gül hat gleich zwei Botschaften: Auf der einen Seite würde sie dazu aufrufen den „Staat zu unterwandern“ und auf der anderen Seite würde sie sich an die Deutschen richten und ihnen sagen, sie sollen ihren Rassismus erkennen. Als Carmen daraufhin erwidert, dass sie sich da nicht ausschließen würde (also auch sie will ihren Rassismus erkennen), sagt Tülay, und Gül stimmt ihr zu, dass ihre Situation eine andere sei und sie sich da schon beide rausnehmen würden, da sie als Frauen türkisch und türkisch/kurdischer Herkunft nicht rassistisch sein könnten. Für die beiden Frauen spanischer Herkunft gelte das jedoch nicht.

Luisa

Luisa ist wie Gül 31 Jahre alt zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion und promovierte Soziologin. Sie arbeitet als Referentin für eine Stiftung und hat sich in Spanien um eine Stelle beworben in der Hoffnung, dort arbeiten und leben zu können. Auch sie ist in Deutschland geboren. Sie hat noch ihre spanische Staatsbürgerschaft und bezeichnet sich als „Deutsch-Spanierin“. Sie ist ledig und hat keine Kinder. Die Eltern sind (leitende) Angestellte.

- *Zukunft*: Ihre Zukunft beschreibt sie als „ungewiss, aber interessant“.
- *Utopie*: Auch Luisa, die politisch sehr aktiv ist, ist Utopien nicht ablehnend gegenüber eingestellt. Ihre Utopie ist eine „Mischung aus dem schwedischen Wohlfahrtsstaat der 1970er Jahre und das Verbringen der Freizeit in Havana/Kuba“.
- *Botschaft*: Ihre Botschaft ist ebenso pragmatisch wie ihre Utopie. Sie fordert ein Einwanderungsgesetz und ein Wahlrecht für alle.

Carmen

Carmen ist wie Luisa spanischer Herkunft und in Deutschland geboren. Im Gegensatz zu Luisa kann sie sich allerdings nicht vorstellen in Spanien zu leben und hat deswegen die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt. Ihre Selbstbezeichnung ist deswegen auch klar „Deutsche“. Neben Sonia, die bereits von Geburt an die deutsche Staatsbürgerschaft inne hatte, da sie einen deutschen Vater hat, ist Carmen die einzige des Samples die als Selbstbezeichnung „Deutsche“ angibt. Carmen ist 25 Jahre alt und studiert Romanistik, Germanistik und Politik auf Lehramt. Die Eltern sind Akademiker. Carmen ist ledig, lebt aber mit ihrem Lebenspartner zusammen. Sie hat keine Kinder.

- *Zukunft*: In ihre Zukunftsvorstellungen verortet sie sich sogleich, in dem sie schreibt, dass sie diese überall sieht, jedoch v.a. in Deutschland.
- *Utopie*: Auch ihre Utopie ist politisch-pragmatisch. Sie hofft auf eine Normalisierung der Migrantensituation.
- *Botschaft*: Nachdem Carmen erst ein wenig belustigt sagt, alle sollten sich lieben, fügt sie ernsthafter hinzu, dass sie den Migrantinnen sagen möchte, sie sollen den Weg durch die Institutionen gehen.

Tülay

Tülay ist Anfang 20 und die jüngste in der Gruppe C. Sie studiert Geschichte. Tülay hat die türkische Staatsbürgerschaft und ist in Deutschland geboren. Als Selbstbezeichnung gibt sie ihren Vornamen „Tülay“ an. Wie die anderen Teilnehmenden aus Gruppe C bezeichnet sie sich als politisiert und arbeitet aktiv im AStA und politischen Migrantengruppen mit.

- *Zukunft*: Tülay sieht ungewiss in die Zukunft. Sie schreibt, dass es ihr schwer fällt, „langfristig gültige Aussagen hierzu zu treffen“.
- *Utopie*: Als ihre Utopie gibt sie an: „Ein unbeschränktes Leben“ und „Grenzenlosigkeit“.
- *Botschaft*: Mit ihrer Botschaft würde sie sich an die Deutschen richten und nicht, wie sie bemerkt, „an Migranten appellieren“. Sie möchte das erkannt wird, was Konstruktionen sind: „Wie zum Beispiel der Mensch zum Juden gemacht wird und der Mensch zum Ausländer gemacht wird.“

Gruppe D

Leyla

Leyla bezeichnet ihre Herkunft als türkisch/tscherkessisch, in Deutschland geboren und ist zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion 24 Jahre alt. Auch sie hat wie Carmen aus Gruppe C gerade ihre deutsche Staatsbürgerschaft beantragt. Sie studiert Germanistik und Ethnologie. Sie sagt von sich selber, dass sie nicht besonders türkisch aussehe und sich auch nicht so fühle. Das Feld für Selbstbezeichnung lässt sie leer und sagt während der Diskussion, dass sie Identitäten ablehnen würde. Sie ist nicht verheiratet und lebt lesbische Beziehungen. Sie hat keine Kinder. Ihr Vater ist Arbeiter und ihre Mutter Hausfrau.

- *Zukunft*: Die Zukunft, schreibt sie, sei abhängig von Definitionen und Zwängen. Sie gibt damit an, dass ihre Zukunft nicht in ihrer Hand läge.
- *Utopie*: Leyla zeigt sich während der Gruppendiskussion als Utopieskeptikerin. In den Fragebogen trägt sie allerdings ein, dass sie auf ein friedliches und selbständiges Leben hofft.
- *Botschaft*: Die Frage mit der Botschaft geht in dieser Gruppe in Lachen und albernen Zurufen unter. Leyla sagt denn auch, sie könne dazu nichts sagen, sie hätte kein Statement.

Shirin

Shirin ist mit 36 Jahren die älteste Teilnehmende und sie ist die einzige, die erst als Jugendliche nach Deutschland aus dem Iran eingewandert ist. Auch sie bezeichnet sich als lesbisch und lebt in einer festen Partnerinnenschaft. Zur Zeit macht sie ihr Abitur in der Abendschule nach und arbeitet gleichzeitig in einem Reisebüro. Die Mutter ist Unternehmerin und lebt in Deutschland, während der Vater Akademiker im Iran ist. Die Eltern sind geschieden. Nach eigenen Angaben kann sie nicht wieder zurück in den Iran. Sie hat die deutsche Staatsbürgerschaft und bezeichnet sich selber als „zuverlässig, offensiv, direkt und frech“.

- *Zukunft*: Sie schreibt, dass ihre Zukunft schöner sein wird als ihre Vergangenheit. Ihre Sorge sei nur, dass die Nazis mehr Macht bekämen. Ansonsten glaubt sie, dass sie das Schlimmste schon hinter sich hat.
- *Utopie*: Als Utopie schreibt sie in großen Buchstaben „RESPEKT“ auf den Fragebogen.
- *Botschaft*: Auch sie hat keine direkte Botschaft, warnt jedoch die Gruppe vor konspirativen Mächten (was die Gruppe sehr belustigt).

Nuran

Im Gegensatz zu Shirin ist Nuran politisch sehr aktiv. Sie ist in Deutschland geboren und zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion 24 Jahre alt. Mutter und Vater sind beide Arbeiter/-in, obschon die Mutter über einen Hochschulabschluss und der Vater über die mittlere Reife verfügt. Zur Zeit studiert sie Soziologie. Auch sie lebt lesbische Beziehungen. Sie ist türkische Staatsbürgerin und schreibt bei Selbstbezeichnung: „Meine Eltern kommen aus der Türkei“, „Ja, ich bin Türkin“ – als müsse sie die Selbstbezeichnung vor sich selber legitimieren.

- *Zukunft*: Zu ihrer Zukunft gibt sie an, dass sie hoffe, ihr Studium zu beenden, um dann Film oder Foto zu studieren. Sie möchte nur soviel arbeiten, wie sie zur Existenzsicherung benötigt und lehnt eine Berufskarriere ab. Stattdessen hofft sie, die perfekte Politgruppe zu finden, und sieht sich jahrelang, nach eigenen Worten, „in WGs rumlungern“.
- *Utopie*: Nuran spricht als Einzige von einem Utopieverlust und schreibt denn auch in die Spalte Utopie einen eher persönlichen Wunsch: „Aus Deutschland wegziehen, vielleicht nach New York“, der im Kontrast zu ihren sonst radikal politischen Positionen steht.
- *Botschaft*: Nuran formuliert kein letztes Statement.

Susana

Susanas Eltern kommen aus dem ehemaligen Jugoslawien und wurden als Gastarbeiter/-in angeworben. Mittlerweile sind sie in Rente und leben wieder in Kroatien. Der Vater hat die Fachhochschulreife erworben und die Mutter die Volksschule besucht. Susana ist 29 Jahre alt und hat auch die Fachhochschulreife. Sie ist als Erzieherin tätig und lebt mit ihrer Lebenspartnerin zusammen. Ihre

Herkunft ist wie die Staatsbürgerschaft kroatisch und sie bezeichnet sich als „Deutsche Kroatin“. Sie ist politisch nicht aktiv.

- *Zukunft*: Ihr Zukunft sieht sie in Deutschland, auch wenn sie manchmal Sehnsucht nach Kroatien hat und in Gedanken, wie sie schreibt, manchmal lieber (auch) in Kroatien leben würde.
- *Utopie*: Auch Susana ist eine Utopieskeptikerin. Sie bezeichnet Utopien im Fragebogen als „unrealistisch und träumerisch“. Wenn allerdings die ideale Vorstellung von Zusammenleben gemeint ist, so hofft sie auf einen „toleranten Raum, wo sich alle verstehen, unterstützen, fördern und auch fordern“.
- *Botschaft*: Auch Susana hat kein letztes Statement.

Hamide

Hamide ist zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion 27 Jahre alt und in Deutschland geboren, hat dann allerdings einige Jahre in der Türkei gelebt und dann wieder in Deutschland. Sie bezeichnet sich selber als „Kofferkind“. Sie hat Sozialarbeit studiert und abgeschlossen, vorher hatte sie nach ihrem Realschulabschluss als *Au pair* in England gelebt. Heute arbeitet sie als Sozialarbeiterin und DJane. Sie lebt offen lesbisch und teilt zur Zeit eine Wohnung mit ihrem jüngeren Bruder. Der Vater ist früh gestorben. Die Mutter hat Abitur und ist selbständig. Sie lebt in Deutschland. Hamide hat die deutsche Staatsbürgerschaft und bezeichnet sich als „Lesbische Migrantin 2. Generation aus der Türkei“. Sie ist in vielen Gruppen politisch aktiv (gewesen).

- *Zukunft*: Hamide gibt an nicht zu wissen, wie ihre Zukunft aussähe, was sie aber nicht sonderlich beunruhigt.
- *Utopie*: Als Utopie schreibt sie „LOVE, PEACE, SEX. Das Leben ist viel zu kurz um depressiv zu sein“. Sie glaubt eigentlich nicht an Utopien, hat aber eine durchweg positive Einstellung zur Zukunft und viele Pläne, die politisch fundiert sind.
- *Botschaft*: Die einzige Botschaft in der Gruppe kommt von Hamide: Sie findet, frau solle das Leben nicht unnötig verkomplizieren, denn das Leben könne in 45 Sekunden vorbei sein (sie denkt dabei an das große Erdbeben in der Türkei). „Und überhaupt, ich bin nicht offen oder ich bin geschlossen oder ich bin misstrauisch. Weg damit! Hey, das Leben ist zu kurz: Love, Peace, Sex!“; ruft sie in die amüsierte Runde.

4.4 Erhebungsverfahren und Auswertungsschritte

„Der Schwerpunkt der Analyse liegt *nicht* allein darauf ‚Massen von Daten‘ zu erheben, sondern eher darauf, die ‚Vielfalt von Gedanken‘, die während der Untersuchungen auftauchen zu ‚organisieren‘ und wohl auch zu konkretisieren“
(Strauss 1994: 51).

Bevor die Gruppendiskussionen stattfanden wurden ein Interviewleitfaden und ein begleitender Fragebogen erstellt und an einer „fiktiven“ Gruppe „erprobt“. Diese erste Gruppendiskussion wurden nicht ausgewertet. Die Daten wurde per Tonbandaufnahmen erhoben, die durch Kommentare während der Aufnahme ergänzt wurden. Vor jeder Gruppendiskussion wurden nach der Begrüßung, der eigenen persönlichen Vorstellung, Darstellung des Forschungsinteresses und Erläuterung des Verlaufs die Fragebögen ausgeteilt. Das Ausfüllen derselben dauerte zwischen 10 und 35 Minuten und hatte auch den Effekt, die Gruppe auf die Diskussion einzustimmen. Zur Analyse wurden die Gruppendiskussionen in einem zweiten Schritt transkribiert. Daran schloss sich im Sinne der *Grounded Theory* eine Verdichtung und Sequenzierung des Materials an. Es entstanden hierdurch Texte, die in kurze „Sinneinheiten“ unterteilt wurden. Diese wurden nach den auftauchenden Themen kodiert und reflektierend interpretiert. Die Art des Reflektierens bezeichne ich – in Anlehnung an Foucault – als „Problematisierung“. Es geht mir also nicht darum, mögliche Verständnisse in einem spezifischen kulturellen Kontext zu explizieren, wie dies etwa die Methode der objektiven Hermeneutik anstrebt (etwa Bohnsack 1999), sondern vielmehr darum, das, was in der Gruppendiskussion geäußert wird, problematisierend zu reflektieren. In dem Material wird mithin weniger nach Antworten gesucht, sondern mehr nach Fragen, Widersprüchen und Ungereimtheiten. Es geht damit auch nicht im eigentlichen Sinne um eine Hypothesenüberprüfung, stattdessen eher um Hypothesenpluralisierung. Da es sich um Grundlagenforschung handelt, scheint mir dies ohnehin eher angemessen, obschon die Motivation eher der eigenen Forschungsskepsis zuzuschreiben ist. Jeder Versuch, aus Forschungsobjekten Forschungssubjekte zu machen, scheint gewissermaßen zwangsläufig zum Scheitern verurteilt, da die dem Forschen inhärenten Macht- und Herrschaftsstrukturen im Großen und Ganzen unerschüttert bleiben. Insoweit habe ich die mir vorliegenden Texte nicht klassisch interpretiert, sondern sie als Impuls für kritische Interventionen verstanden. Es entstand so ein kritischer Dialog mit den Texten, der dazu zwang, immer wieder in Variationen über Migration und Utopie nachzudenken. Relevante Passagen waren v.a. Passagen, in denen Utopie *und* Migration debattiert wurden. Dies ist etwa der Fall, wenn eine Frau über die „ideale Stadt“ spricht, in die sie weiter-wandern möchte, oder wenn erlebte Diskriminierungen in dystopischen Bildern zum Ausdruck kommen. Wissenschaftliche Neutralität und Objektivität halte ich weder für realisierbar noch für erstrebenswert.

Erscheint doch der Versuch, Forschung außerhalb von Macht zu stellen, als unmöglich. Spivak spricht in diesem Zusammenhang von den Wiederholungen, die sich auch in den Rissen der Macht auftun (Spivak 1988: 202) und mahnt zu Recht davor, sich dem Irrglauben hinzugeben, man könne von einem Ort außerhalb der Macht sprechen. Für sie ist die Position der Forscherin immer eine parasitäre und die Kette der Komplizenschaft endet nie mit der Beendigung einer Arbeit (Spivak 1988: 221).

Die hier diskutierenden Frauen bezeichnen sich nicht alle als politische Akteurinnen, dennoch äußern alle ihre Meinungen auch zu politischen Themen und sprechen über ihre Erfahrungen, die immer auch Effekte struktureller Macht- und Herrschaftsstrukturen sind. Was sie sagen ist oft kämpferisch und wird mit Emphase vorgebracht, manches Mal klingt es auch resigniert, traurig oder gelangweilt. „*Enthusiastic radicals*“ (Spivak 1994: 104) tendieren dazu, minorisierte Subjekte allzu schnell zu verklären. In der Auswertung des Materials und der Darstellung der Ergebnisse ist deswegen versucht worden, dieser Tendenz zu widerstehen.

4.5 Darstellung der Ergebnisse – Analyse in drei Bildern und zwei Exkursen

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt in drei Bildern und zwei Exkursen. Diese haben sich im Laufe der Verdichtung *und* Theoriearbeit als besonders bedeutsame Themen herauskristallisiert. Es sind dies: Selbsterfindung, Grenze und Räume. In allen vier Gruppen wurde über diese Themen in Variationen gesprochen und immer bilden sie signifikante Schnittstellen sowohl zur Migration als auch zur Utopie.

Im ersten empirischen Kapitel „Selbsterfindung“ wurden Passagen zusammengestellt, die zeigen, dass ein Sprechen über Utopien im Kontext von Migration dazu animiert die Enge der Identitätsangebote durch Taktiken der *Selbsterfindung* herauszufordern, ja, zu widerstehen. Nicht alle Diskutierenden beteiligen sich daran, doch in allen Gruppen sind solche Wendungen Thema.

Das Kapitel „Grenze“ zeigt die symbolische und reale Dominanz derselben als Metapher und als materielle Gegebenheit für Migrantinnen der Nachfolgegenerationen an. Die Grenze ist ein äußerst machtvoll Bild und für die Auseinandersetzung mit Utopie wie auch Migration bedeutsam. Bei der Analyse geht es im Einzelnen darum, wie Grenzen sichtbar gemacht, wie sie verschoben und überschritten werden. Hier sprechen die Frauen u.a. von den Erfahrungen der Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, die aufs engste verknüpft sind mit den direkten und indirekten Erfahrungen von Diskriminierung, Ausgrenzung, Stigmatisierung und dem Prozess des *Othering*.

Das Bild der „Räume“ bietet dagegen die Darstellung von Visionsräumen, bewohnten Heterotopien, entworfenen dritten Räumen, aber auch das Aufzeigen

von dystopischen Räumen. Utopie scheint sehr häufig als Raum und Ort begriffen zu werden. Die Orte, die beim Erzählen aufgesucht werden, sind z.T. nostalgisch aufgeladen und z.T. träumerisch verklärt in die Zukunft gerichtet. Häufig schildern die Teilnehmerinnen jedoch das *hic et nunc* als eine kritische Ausgangsbasis für utopisches Visionieren.

Das „Lachen“ und die Praxis der „Dissimilation“ sind als ergänzende Beobachtungen auf einer nicht bloß verbalen Ebene zu verstehen. Sie werden als Exkurse die drei Bilder rahmen und bieten zusätzliches Denkmaterial zum Thema.

